

Richard Feller und die Kunst schweizerischer Geschichtsschreibung

Autor(en): **Schumacher, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Richard Feller und die Kunst schweizerischer Geschichtschreibung¹⁾

Von Edgar Schumacher

Nichts ist in der Schweiz so wohlgeleitet und guter Aufnahme so durchaus gewiss wie die charaktervolle Mittelmässigkeit. Wenn sie vollends in den wichtigen Dingen, und vor allem im Ablehnen des allgemein Missfälligen, bis zu einiger Leidenschaft sich hebt, darf sie jeden denkbaren Erfolg sich versprechen. So sinken wir in unserer öffentlichen Leistung sehr selten ins Klägliche und erhöhen uns seltener ins Ungemeine; oder richtiger: das Ungemeine, wo es schon Tat wird, darf bestenfalls den Wirkungsbereich und die Wirkungsintensität des Durchschnittlichen beanspruchen. Es sind aber Vorzüge und Mühseligkeiten dieses Zustandes nicht eine Erscheinung der Gegenwart, sondern sind Wesenszüge unserer Existenz überhaupt. „Einen eindeutigen Vorbehalt gegen die Persönlichkeit machte die Genossenschaft. Ihre Unsichtbarkeit, ihre stillen Masse ertrugen den hochwüchsigen Menschen und seine volle Ausgabe nicht, sondern geboten Verheimlichung der ragenden Eigenschaften, die das Ganze beschatteten oder auch nur den Gedanken an ein anderes Menschenmass erweckten. Einzig auf dem Schlachtfeld durften grosse Naturen sich monumental offenbaren“ („Von der alten Eidgenossenschaft“).

Weil es so war und ist, und nach eigenem Gesetze wohl auch so sein muss, wird die Pflicht dringender, dem Ausserordentlichen, dem man den ganzen Anspruch bei uns nie wird erstreiten können, doch immer das Mögliche an Geltung zu verschaffen, zum mindesten es für die wenigen Verlangenden als ein Ausserordentliches nachdrücklich zu nennen.

¹⁾ In diesem Versuch einer Würdigung ist die Rezension nachstehender Werke inbegriffen:

Geschichte der Schweiz. Von Hans Nabholz, Leonhard von Muralt, Richard Feller, Edgar Bonjour. Zwei Bände. Zürich, Schulthess & Co. 1932, 1938.
Richard Feller: Die Schweizerische Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert. Mit Beiträgen von G. Zoppi und J. R. de Salis. Max Niehans Verlag, Zürich und Leipzig, 1938.

Von der alten Eidgenossenschaft. Rektoratsrede von Richard Feller. Verlag Paul Haupt Bern-Leipzig, 1938.

Auf dem gutbestellten Boden der neuen schweizerischen Geschichtschreibung ist an bedeutenden Namen nicht Mangel, und es wäre anmassend und unschicklich, sie gegen einander wägen und messen zu wollen. Aber dieses mag statthaft sein, von jenseits des Fachbereiches her auf den einen dieser Namen zu verweisen, der mit einer nicht alltäglichen Leuchtkraft die fachlichen Begrenzungen vergessen macht und den völligen Eindruck des Ungewöhnlichen, und, dass wir es ruhig sagen, der Grösse weckt. Das geschieht — und darin eben wird man das Zeugnis der Echtheit sehen — ohne jede Absichtlichkeit, fast möchte man meinen, wider Willen. Denn die Strenge des wissenschaftlichen Zweckes ist das Eigentliche; was darüber hinaus deutet, ist Gabe, ihrem Besitzer nicht minder geheimnisvoll als dem Geniessenden, und vielleicht mit jener leisen Beschämung dargebracht, die den Schaffenden immer begleitet, wo er nicht aus dem Können, sondern aus der Gnade spendet.

„Nur der Wahrheit, den Quellen vertrauend, ging er über eingewurzelte Ansichten hinweg und kannte gegen den Leser keine Rücksicht, ausser der schönsten, durch die Kunst der Darstellung zu fesseln“ — so schreibt Feller über Robert Glutz-Blotzheim; und das gute Wort mag in noch höherem Sinne für ihn selber gelten. Die Geschichte eines Volkes ist mehr als ein Gegenstand der Betrachtung. Es geht nicht darum, neuen Geschlechtern das Bild der Vergangenheit je mit den neuen Ergebnissen exakter Nachforschung ergänzt und bereinigt vorzulegen. Wo eine Nation in ihrer Historie nur noch ein Geschehnis sieht, nicht mehr einen Sinn, ja recht eigentlich einen Auftrag darin erföhlt, da wird sie dem Tode nahe sein. Aber vollends ein Land, das, wie die schweizerische Eidgenossenschaft, als einziges Beglaubigungsschreiben seine Geschichte in die Zukunft mitnimmt, lebt nur im lebendigen Zusammenhang mit dem Gewesenen. Doch wandeln sich die Aspekte, wie die Wirklichkeiten sich wandeln; und ob die Wahrheiten, die in der Seele gründen, zwar für alle Zeiten gelten, so will doch jede einzelne Zeit ihre eigene Ausdrucksform. Dem Geschichtsglauben einer Epoche diesen grossen Ausdruck zu geben, ist das edelste Ziel des Berufenen. Und so sehen wir auch im Mittelpunkt von Fellers Werk jene Frage, die zu unermessenem

Ausblick die Pforte aufreisst, „wie die Eidgenossenschaft mit dem Unvergänglichen zusammenhänge“.

Es scheint aber in dem schweren und vollen Klange eben des Wortes „Eidgenossenschaft“ die Antwort mitzuschwingen. „Die Eidgenossenschaft ist das Besondere, das uns umschliesst“. Die Deutung solchen Sinnes ist jedoch mehr eine Angelegenheit der Haltung als der Sprache. Und um solcher Haltung willen ist das Werk Fellers uns so sehr wert. Sie begegnet dem Bedürfnis unserer Zeit. Wenn er von Dierauer und Oechsli sagt, dass sie dem Glauben einer „glücklichen Schweiz“ Gestalt geben durften, so scheint er uns vornehmlich berufen, in den Jahren der Bedrängnis und Anfechtung von den unverlierbaren Werten zu künden. Weil hier die überzeugungsvolle Zuversicht nicht mehr genug ist, sondern ein Reineres dazu kommen muss: das Wissen um ein Einbezogensein in Pläne, die nicht unter menschliche Berechnung fallen. Wie es in der Darstellung der Bündner Wirren zum Schlusse heisst: „Spätere Geschlechter aber ergreift es mit Wehmut, wieviel ein Volk bis zum äussersten erträgt. Jene rauhere Zeit wusste es nicht anders und hatte dafür eine offene Verrechnung mit dem Himmel“.

Es ist uns in der Wissenschaft, die von den Wirkungen des Geistes und des Gemütes handelt, nichts so sehr zuwider geworden wie die rationalistische Klugrednerei. Wir gehen nicht mehr mit dem, der „in die Vergangenheit hineinsieht, was ihm notwendig ist“. Näher steht uns der, der „die stille Abfolge der Zeiten erahnt“. Aber mit ganzem Vertrauen mögen wir uns nur an den halten, der das ehrfürchtige Betrachten vereinen kann dem Wissen um Mitverantwortung, der das Gewesene gestaltet nicht als Denkmal des Einst, sondern als Wohnstätte des Zukünftigen. Die oberflache Gescheidtheit, die zu allem, was sich begab, ihre Note meinte setzen zu dürfen, ist uns gründlich über; und nicht weniger jene geistesarme Klarheit, die überall mit einer vernünftigen Begründung zur Hand war. „So verlegen und hilflos arbeitet die geschichtliche Bewegung nicht, wenschon sie sparsamer verfährt, als man leicht annimmt. Wo die Theorie verdammt, gestattet sie noch ein Dasein, das seinen nährenden Quell in verschütteter Tiefe hat“. Es spricht uns als eine verheissungsvolle Wahrheit an, dass auch das historische Verstehen ein Mass der Gläubigkeit in sich hat. Und

wir fühlen es willig nach, dass diese Wahrheit im schweizerischen Denken ihren besonderen Akzent verlangt: „Der Bund wurde von Anfang an auf das Ungemeine gestellt“.

Die bleibende Bedeutung des geschriebenen Werkes ruht in der hohen Eintracht von Geist und Form. Es genügt nicht, schön zu schreiben, um des Nachlebens gewiss zu sein. Das Geheimnis des Stils wurzelt tiefer. Noch ist nichts getan, wenn man dem Gedanken ein festliches Kleid umwirft. Es geht darum, ihn derart zur Vollkommenheit zu reifen, dass eine andere Form als die, in welche er wuchs, wie eine üble Verkleidung wirkt. Wohl lässt sein geistiges Wesen als ein Lebenswert von Späteren sich zu eigen machen; seine lebendige Gestalt bleibt unverlierbar Eigentum ihres Schöpfers. Fellers Werk ist im wahren Sinne geformt.

Wer achtsam ist, wird den eigenen Klang der wenigen Stellen, die ich bisher zitierte, nicht überhört haben. Wie jeder Ausdruck künstlerischen Könnens wird er durch Erklärung mehr einbüßen als gewinnen. Ihm eigentümlich scheint eine bis zur Grenze gesteigerte Sättigung mit Gedankengehalt, seltsam verbunden mit einem Schwebenden, das die Schwere nie zur Schwerfälligkeit werden lässt, vielmehr das räumlich so Gedrängte seelisch auflockert und selbst über der wolkig geballten Wucht des Gedankens die Bläue der Unendlichkeit erahnen lässt: „St. Jakob ist der tragisch gefasste Auszug aus dem alten Schweizertum. Darum lebt jene Gartenmauer länger fort als manches Werk der Kunst und der Gesittung“.

Willig stellt sich dem, der Alltägliches zu sagen hat, die gebildete Sprache zur Verfügung, „die für ihn dichtet und denkt“. Dem aber, der Eigenes geben muss, ist es ein hartes und oft ein ingrimmiges Mühen. Immer wieder sieht er sich an der Grenze des geformten Wortes und muss einen Weg darüber hinaus ertrotzen. Es ist nicht Dünkel und nicht Spielerei, wenn der Schaffende so selbstwillig mit der Sprache umgeht. Denn es kann für jedes nur eine Form geben; und wie der Gedanke in ihm erstmals da ist, so muss er vielleicht auch die Form selber erschaffen. (— Es möchte aber der Betrachtung wert sein, wie weit der ungeheuere und alles übertreffende Reichtum des in deutscher Sprache geformten Gedankengutes mit der

unendlichen Formfähigkeit dieser Sprache ursächlich zusammenhänge. —)

Man spürt bei Feller dieses aus Notwendigkeit unternommene Ringen mit dem Wort. Man freut sich seines Sieges, wenn es ihm etwa gelingt, die Schreibart eines Historikers derart zu deuten: „Sein mittlerer Pulsschlag macht ihm die Anpassung an ein Vorbild leicht, ohne dass er sich aufgibt. Wie Müller baut er lange, kluge und erfüllte Sätze; aber er besitzt nicht Müllers durchflutende Wallung und Selbstvergessenheit, die sich am eigenen Wort berauscht“. Oder wenn er zu so zärtlich feinen Abwägungen des Wortsinnes gelangt wie hier: „Bern hatte im 18. Jahrhundert einen Baustil, der den Wohlstand und die Musse des Patriziates verkündete und bisweilen die Anmut des Glücklichen erreichte“. Aber schon das Mühen selber ist gross, bewegender manchmal in seiner Inbrunst als der gänzlich erstrittene Sieg. Es sagt, dass immer noch ein Werden da ist, kein Abschluss, keine Rückschau; dass, trotz des vielfachen Erreichten, des Drängenden immer noch mehr vorhanden ist: „Stets sein eigener Ausdruck, der Idee gehorchend, stiess er vollends mit einer Scharfäugigkeit an, die an jeder Richtung die Schwäche entdeckte und verurteilte“.

Zu seinem Eigensten zählen jene ganz knappen, manchmal sibyllinisch verhüllten Aussagen, die an sich nur Feststellungen sind, aber in ihrem Gewicht wie Drohungen, in ihrer Unbedingtheit wie zwingende Mahnungen wirken: „Das war das Verhängnis Zwinglis, dass er nicht das Hochgefühl von all dem, was in ihm wogte, verhehlen konnte“; oder: „Es fehlte die Bildung durch die Gefahr“; und wieder: „Die Freiheit war ungemessen; aber sie diente nicht der Selbstzucht, sondern der Leidenschaft“; oder endlich: „Der Mord hat nun einmal seine verlassene Stelle in der menschlichen Ordnung“.

Es ist augenscheinlich, dass in solchem Drängen für das Behagen breiter Bilder kein Raum sein kann. Vereinzelt und in der Tat nur mit der Feder gezeichnet, erscheint das Bild; doch in solcher Feinheit, dass es in sparsamen Augenblicken zu sehr beglückender Wirkung aufglänzt: „Er fährt lieber auf den Stromschnellen des Geschehens als auf den stillen Gewässern der Zustände“.

Aus der Fülle des Werkes liegt hier nur die Ernte eines Jahres vor; ein Reichtum, weniger erstaunlich durch den Umfang als durch die Freiheit. Dreierlei ist gewollt und erreicht: Die Lebenslinie eines staatlichen Verbandes von Horizont zu Horizont gezogen; Sinn und Anspruch der schweizerischen Historiographie mit Wärme und Weisheit dargestellt; eine Epoche schweizerischen Werdens in der Fülle der Gesichte aufgerufen. Unterschiedlich nach der Gestalt, vom schlanken Format der Rede bis zu der Nachdrücklichkeit des gewichtigen Bandes, weisen diese drei Schriften gemeinsam das Merkmal der Meisterschaft.

Die Rektoratsrede „Von der alten Eidgenossenschaft“ nimmt den Ausgang von der „force mystérieuse“, welcher Charles Monnard das Beharren des alten Bundes bis 1798 zuschrieb. Feller hebt sie aus dem mystischen Dämmer an das Licht der Betrachtung und nennt sie den Geist der Genossenschaft. Er redet von jenem flammenden Ausbruch, darin das Lebensgefühl der Genossenschaft vor den erstaunten Völkern sich kundtat: „Als Krieger trat der Eidgenosse in die Welt, als Krieger wurde er gemeinverständlich, trug er sich in die Jahrbücher Europas ein, zu einer Zeit, da er Beiträge zum Geistesleben Europas vermissen liess. Das Kriegertum war seine natürliche Lebensäusserung und befähigte ihn, zu überbieten, was unter Menschen galt“.

Weitab von dem modischen Bedauern über den Verzicht auf Entfaltung zur Grossmacht, wird Sinn und Resignation jenes Entschlusses uns gegenwärtig: „Die Tapfersten der Eidgenossen versagten dem Bunde die Ausdehnung, um dem ersten Geist der Genossenschaft treu zu bleiben. Freiheit zogen sie der Macht und Grösse vor. Hier werden die Schranken der Genossenschaft deutlich: sie verlangte den Verzicht auf das, was sonst die Würze und den Nerv des Völkerdaseins ausmacht“.

Wir leben die Auseinandersetzung zwischen Staat und Genossenschaft mit. Wir erinnern uns nachdenklich daran (und sind beschämt, weil wir es übersahen), dass „die Befriedung des schweizerischen Mannes um ein oder zwei Jahrhunderte später kam als im Ausland, wo der Absolutismus sie schon früh erzwang“. Wir begleiten jenen Grundsatz des vernünftigen Mittelmasses, der den Fortschritt der Genossenschaft bestimmt

und dessen immer wiederkehrende Aeusserung das Misstrauen gegen die Persönlichkeit ist. Und es wird uns zum Schlusse auf die Frage, was die alte Eidgenossenschaft der neuen zum Erbe hinterliess, die ebenso überraschende als überzeugende Erwiderung: „Eine Legitimität, wie sie dermalen in Europa selten ist“.

Die Darstellung der „Schweizerischen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert“ möchte von aussen betrachtet vielleicht fachlich betont anmuten. Es wäre ein grosser Irrtum. Der Persönlichkeitsgehalt, das drängende Tempo innersten Belebtheits zeichnen gerade diese Schrift aus. Hier erlaubt uns der Verfasser, der nie durch Leutseligkeit wirken will, seine genauere Bekanntschaft. Hier ist, da es sich um Seelisches handelt, die Kunst der Gestaltung am offenbarsten. Und mit Erstaunen wird man inne, dass, wo man auf die laue Mitteltemperatur wissenschaftlicher Diskussion sich gefasst hat, die warme Spannung einen erwartet, die dem dramatischen Ablauf von Schicksal und Anteil zukommt. Es ist ein wahrhaft anregendes Buch: für den, der von aussen kommt, ein unbekannter Bildersaal schweizerischer Nationalgesichter; für den mit dem Gegenstand Vertrauten ein Musterexempel der Beherrschung und der Formzucht. Aber uns erfreut vor allem die Kühnheit, hier, wo das Stoffliche doch so sehr sich zudrängen mochte, alles auf das Geistige und das Persönliche zu stellen.

Es waren Namen und Schatten, höchstens Repräsentanten von Buchtiteln. Jetzt treten sie in ihrem eigenen Leben vor; jetzt wird Glanz und Trübnis merkbar; das Werk ersteht aus der Kühle toter Gegenständlichkeit zu Leid und Wärme des Organismus. „Ein Buch gefällt uns, wenn wir, wie Bruder Claus sagt, ein Zeugnis unseres Herzens drin finden“ — so steht in einem Briefe J. G. Müllers an seinen berühmteren Bruder.

Johannes von Müllers Fortsetzer werden wach: Robert Glutz, „Empiriker mit dunkler Gemütsfärbung“, J. J. Hottinger, „der Anwalt der humanen Sittlichkeit“, Louis Vulliemin, dem C. F. Meyer das schöne Wort von der „vollständigen, aber unschuldig erworbenen Menschenkenntnis“ schenkt; Charles Monnard: „Das ist das Besondere an Monnard, dass er in Geistessphären Heimatrecht gibt, wo man meint, allein zu sein, die feinste Schmeichelei, mit der er den Leser umwirbt und auszeichnet“.

Wir treten in die Epoche der kritischen Forschung ein, deren strenger Türhüter jener merkwürdige Luzerner J. E. Kopp ist, ein kleines Abbild von Schopenhauers „Alleszermalmer Kant“, Zerstörer feierlicher Illusionen, Enttäuscher von Hoffnungen, aber doch und darum Wegbereiter zu künftigem Bau. Wir grüssen im Vorübergehen Ferdinand Keller, den trefflichen Feridun Kallar der „Pfahldorfgeschichte“. Und am Schlusse stehen, in vier eindrücklichen Bildern, die bedeutenden Darsteller aus neuerer Epoche: Karl Dändliker, der „dem Verlangen mit höherem Gehalt entgegenkam, als der Gemeinverständlichkeit sonst üblich ist“; Wilhelm Gisi, „dem auf dem dunklen, unbezwingbaren Untergrund des Menschenloses Mass und Vollendung versagt waren“; Johannes Dierauer, „ein schlichtes Gelehrten-dasein, von dem eine grosse Wirkung ausging“; Wilhelm Oechsli, „ungenügsamer, begehrender und verschwenderischer als Dierauer, unmittelbarer im Ausdruck und unbedenklicher im Urteil“.

Also vorbereitet, wissend um seine Schau in grosse und tiefe Zusammenhänge, belehrt über seine Einsicht in Amt und Berufung des Historikers, ist man ungeduldig, Feller nunmehr selber bauen zu sehen, das Bild einer Epoche, von seiner Hand umrissen, auf sich wirken zu lassen. Dieses nun gewährt er in seiner „Geschichte der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert“, dem vierten Buche der Gesamtdarstellung von Nabholz — von Muralt — Feller — Bonjour*).

Man schrieb im achtzehnten Jahrhundert „Rettungen“, Lessing die des Horaz, Wieland etwa die der Aspasia oder der Xanthippe. Hier ist etwas wie die „Rettung“ einer geschichtlichen Epoche, nicht im Sinne krampfhafter Bemühung, vielmehr auf dem Wege eines reinen und unwiderstehlichen Begreifens aus der inneren Notwendigkeit heraus. Fast wollte man

*) Es wäre dem Zweck des vorliegenden Versuches entgegen, dieses in jedem Betracht verdienstliche Werk in allen seinen Beiträgen hier eingehend zu würdigen. Und mit nur anhangswisen Bemerkungen geschähe den Mitarbeitern Unrecht. Es muss genug sein, zu sagen, dass sich Fellers Arbeit in würdiger Umgebung befindet.

Und vielleicht, weil der Titel darauf nicht verweist, darf erinnert sein, dass ein sehr werter und fortan mit Wehmut vermisster Name der schweizerischen Historiographie uns hier noch einmal grüsst: Emil Dürr, der die Geschichte der neuen Schweiz schreiben wollte, durfte noch das einleitende Kapitel „Vorgeschichte der helvetischen Revolution“ beenden.

sagen, es würden hier zwei Jahrhunderte unserer Vergangenheit dem nationalen Gefühl recht eigentlich erobert, und gewiss werden sie es für einen weiten Kreis unbefangenen Lesender. Was stand da etwa bei dem alten, so sehr lebendigen Zschokke: „Denn in der sechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verrosteten, zerfrass schnöder Selbstsucht und Ueppigkeit Gift immer mehr und ganz und gar den ehrlichen Bund der Alten, und die Eidsgenossenschaft zerlöste sich wie ein verwesender Leichnam. Und sie deckten den Leichnam mit Wappenschilden der Väter prunkvoll, dass man nicht sähe, wie der Geist aus ihm gewichen sei“. Und wir haben es, einigen Ueberschwang darin zugehend, doch immer für wesentlich richtig genommen.

Jetzt erkennen wir, dass „die Jahrhunderte grosser Täuschung über einander fähig sind“; dass es nicht darum geht, zu urteilen, sondern zu verstehen; dass der Geist nicht, wie wir aus primitivem Vergleich annehmen möchten, zwischen die Zeiten des Geschehens tote Jahrhunderte als Brache einschiebt. Wir lernen, die Kräfte der Stille achten und (aber dieses ist für den Schweizer besonders schwer) die Taten, die ohne Geräusch geschehen. Die Darstellung geht nicht vom Geschehen, sondern vom Leben aus. Eine Epoche begreifen wir dann, wenn wir erfüllen, wie der Mensch sie erlebte.

Feller spricht gerne vom „Innermenschlichen“; das Wort verdeutlicht seine Art des Erfassens. Der erste Untertitel lautet: „Das Glück der Schweizer“, und beginnt: „Das Innere des Menschen war noch verschleiert. Der Anspruch auf Glück wurde nicht als Menschenrecht erhoben, da alles Dasein Geschenk Gottes war“. Derart, von innen erhellt, wird uns die Geschichte der zwei verschrienen Jahrhunderte unserer Vergangenheit fühlbar. „Die Schweiz schien weit und gross, weil Gottes Strahl sie durchleuchtete“. Wie jener feine und kluge englische Edelmann, John Evelyn, der 1646 sie durchreiste, es spürte und aussprach: „Mir erscheint dieses Land als der gesichertste Fleck Europas, nicht begehrend und nicht begehrt; bei ihnen trennt es sich nicht zwischen Arm und Reich; sie leben in grosser Schlichtheit und Ruhe“.

Nicht am politischen Handeln allein misst sich die Tätigkeit eines Zeitalters. Das umfänglichste Kapitel des Werkes erzählt

„Die Entstehung der schweizerischen Grossindustrie im 17. und 18. Jahrhundert“. Was hier wirkt und aus dem Begrenzten ins Allgemeine strebt und es erreicht, ist fürwahr anderes als Zersetzung. „Die Industrie bereitete wirtschaftlich, gesellschaftlich und industriell die neue Schweiz vor... Die Industrie leitete den Sturz der Hauptstädte ein, die bisher Sitz der Macht, des Reichtums und des Glückes gewesen waren, und bereitete die Neuverteilung der Macht zwischen Stadt und Land vor“. Wenn wir lesen, dass etwa St. Gallen um 1708 40 000 Stück Leinen produzierte, erinnern wir uns abermals der Schilderung eines reisenden Engländers, Joseph Addisons, wie er im dämmernden Abend der Stadt zu reitet und sie von einem See umgeben wähnt, weil alle Felder weitem weiss sind von Tüchern.*)

Mit starkem Wehen brach die Zeit der Aufklärung an. „Sie hatte in der Schweiz ihre besonderen Triebe und daher eine besondere Entfesselung“. Es kommt das Bewusstwerden irdischer Werte, abgelöst von ihrer Beziehung auf das Unendliche. Es kommt der Begriff des Schönen als einer Quelle der Daseinsfreude: „Ein Reisender, der einen mit Wolken umhängten Berg besteiget, kann durch dieselben hinaufsteigen, er siehet nichts anders, als einen dichten nassen Nebel. Ist er über die Wolken hin, so kommt er gleichsam in eine neue Welt. Die Sonne zeigt sich ihm, welche der untern Welt durch die Wolken entzogen wird. Er siehet über die Wolken hin, wie einer, der von einem kleinen Vorgebürge in das grosse Welt-See sieht. Er erblicket eine ungemeine Menge Inseln, nemlich die Berge, welche durch diesen erhabenen Ocean ihren Rücken hervorstrecken. Eine seltsame Begebenheit, welche unbeschreiblich vergnügt, insonderheit, wenn sich etwa die Wolken an einem Orte öffnen, dass man von dem Himmel einen Blick auf die tiefe Erde herunter thun kan. Wie sich die untern freuen, wenn sie den blauen Himmel durch die zerrissene Wolken sehen können, so hat dieser ein unbegreifliches Vergnügen, wenn er durch eben diese Oeffnung ein Land siehet“ — so schreibt Joh. Georg

*) Uebrigens erweist sich hier auch die Zuverlässigkeit seiner Notizen, was in Anbetracht der doch sehr eiligen Durchreise nicht unrühmlich ist: er gibt (1703) die Produktion St. Gallens mit 40 000 Stück zu durchschnittlich 200 Ellen an.

Sulzer 1745 in seiner Vorrede zur Neuausgabe Scheuchzers, und er schliesst mit einem Zitat aus den „Alpen“. Es kommt der Stolz auf nationales Sein und Besitzen, nicht mehr als einer einmaligen Gabe der Vorsehung, sondern als eines in Natur und Geist immer zu erneuenden Glückes.

Aber freilich schliesst hier auch schon das Unzulängliche an: ein Glück, das durch das Medium geistigen Erfassens ging, ist verwelklich; die Unmittelbarkeit, die ich gesucht, ist nicht Unmittelbarkeit mehr. „Seitdem die Aufklärung das Unwillkürliche geknickt hatte, gelangte die Sehnsucht nur noch zur bewussten Natürlichkeit, nicht mehr zur reinen Natur. ... Darum ging die Macht der Tatsachen über den patriotischen Herzenswunsch der Aufklärer hinweg. Aber schon ihr Traum war Glück.“

Eine Kraft, „bewundert viel und viel gescholten“, steht scheinbar gänzlich exzentrisch zum Kreislauf nationalen Lebens: die kriegerische Leistung im fremden Solde. Früher schon, in seinem Beitrag zur „Schweizer Kriegsgeschichte“, hat uns Feller zu ihrem wahren Begriff gewiesen. Seine Wertung des wehrhaften Denkens hat nichts mit jenem Eingehen auf den Zeitgeschmack zu tun, das uns heute bei vielen widerlich ist. Er hat wehrhaft gedacht, als es noch nicht Mode und nicht einmal genehm war. Darum hören wir ihn auch heute gerne über diesen Gegenstand sprechen: „Der Söldner war nicht allein daraus verständlich, dass er von vielen Seiten begehrt wurde, sondern er gab auch den getreuen Ausdruck des schweizerischen Wesens. Das Volk blieb kriegerisch, auch als von ihm nicht mehr strenge Waffenbereitschaft gefordert wurde. Die Wehr gehörte zu der Freiheit des Schweizers. Unter den Waffen erwachten seine Fähigkeiten, genoss er die Lust der Persönlichkeit. ... Es gab noch keinen schweizerischen Staat, wohl aber einen schweizerischen Geist“.

Es ist aber hier wie überall, wo uns das Ausserordentliche begegnet: man beginnt beim Werk, weil es erfreut und bereichert; und man verweilt zuletzt bei der Persönlichkeit, weil hier Geheimnis und Gegenwart, Erfahrung und Ausblick, alles in einem, uns aufs innigste bedrängt.